

Nr. 296. Bromberg, den 28. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel ..!

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

Also der „Negus" macht ganz gute Fahrt. Sie gehen um Skagen. Es dauert nicht lange, so sehen sie die Elbfeuer blinken. Sie haben erst Ordre für Hamburg. In Hamburg wartet schon neues Stückgut auf sie, für Newyork.

Die ersten Tage des Christup an Bord. Alles ist neu. Der Dienst, die Maschinen. Wieder mal ein richtiges Schiff unter den Füßen. Wieder mal große Fahrt. Und die Frau ... und die Frau ... Da ist der Christup gar nicht zur Besinnung gekommen.

Hamburg. Den ganzen Tag rasseln die Krane. Der Dampf zischt um die Winden. Der Kapitän flucht. Er hat sowieso auf dieser Reise schon Zeit verloren. Der Teufel soll alles holen. Die Mannschaft, ihn selbst samt dem ganzen Schiff, wenn das in drei Tagen mit der neuen Ladung nicht wieder seeklar ist.

Von der Werft sind auch noch Handwerker an Bord gekommen, wegen des Feuerschadens. Das geht alles durcheinander. Das ist ein Trubel, und da ist immer die Frau.

Der Alte hat am Land viel zu tun. In den Kontoren bei den Reedern. Die sind hinter ihm her „wie die Haifische". Da muß protokolliert werden wegen dem Versicherungsschaden, da wird geschrieben, getan. Der Kapitän geht frühmorgens von Bord, kommt erst spät abends wieder. Da ist die Frau den ganzen Tag allein in der Kajüte, und da liegt denn dem Christup wieder alles andre, was gewesen ist, was er getan hat, wie hinter dichten Nebeln. Da ist nur die Frau.

Der Christup geht zu ihr. Er nimmt sich, was er nehmen wollte. Ja, und das ist ein Weib. Das wird nie satt, da wird man selbst nicht satt. Alles wieder im Nebel versunken dem Christup.

Abends, wenn der Christup Freizeit hat, kann er an Land gehen. Er geht groß und stark und mit einem Lächeln der Neugier auf den Straßen. Er ist wie ein Junge verwundert. Alles ist neu. Das ist mal schön, so was wieder zu sehen, betrachten zu können. Ja, seine Sehnsucht nach der Welt ist schon zu groß gewesen. Er mußte das alles mal haben. Sonst wäre er vor die Hunde gegangen.

Er geht durch die Hafenstraßen. Er sieht die großen Speicher. Das gelbe Licht der schon tiefen Sonne liegt auf ihren Fenstern und Dächern und Mauern. Wie Schlösser sind diese Speicher. Er steht, was ist da alles zu sehen, in stille Frachthöfe, in Flete, in denen zwischen alten Häusern dunkelndes Wasser blitzt. Er steht auf Brücken und sieht über den Hafen. Schlepper liegen zu Dutzenden in Reih und Glied. Schiffe, deren riesiger Leib hoch im Dock liegt. Dampfer kommen und gehen. Barkassen und Schlepper tanzen im kabligen Hafenwasser. Die großen Schiffe, die Seebullen, brüllen. Das ist wie ein Brüllen vor Sehnsucht nach Weite.

Ja, das ist wunderschön, zu hören und zu betrachten. Das ist herrlich. Da wird auch das Herz des Menschen sehnsüchtig und will in die Weite.

Die Lichter flackern und tanzen jetzt schon im Dunkeln über dem Hafen. Grüne und weiße und rote Lichter. Weiße, grüne und rote Lichter kommen gezogen und ziehen hinaus. Dazu immer der Ruf der Sirenen. Das ist wie ein Hornruf zur Fremde, wie Signal und Befehl.

Ja, und da kann sich ja noch nichts heben, nichts steigen. Ein Land — ein Sand — ein Haus und ein Boot — Eine Frau, die sich härmt. Ein Junge ...

*

Aber die erste Station ist bald erreicht.

Wie ein Hochzeiter geht er wieder durch die Straßen der Stadt. Sein Mund ist zu einem Lächeln zusammengezogen. Seine Augen sind groß und in Freude verwundert. Seine Schritte federn. Er hört seine starken und leichten Schritte auf dem Pflaster, Laternenlicht wirft seinen Schatten voraus, dreht ihn herum. Das ist alles wie unwirklich. Hier schreite ich nun in der fremden Stadt, in der Freiheit. Das ist wie ein Traum. Ich bin wirklich hier, das bin ich, man muß sich fast erst besinnen.

Er kommt vom Hafen. Er schreitet den schmalen, abenddunklen Weg am Zirkus entlang. Er sieht schon ein Flimmern und Blitzen und Flackern: die Reeperbahn.

Das Licht ... das Licht ... Grelle und Buntheit. Wirbel und Menschen. Das Licht und die Menschen. Das ist die Welt. Ja, wer das nicht kennt, braucht das nicht. Aber wer das alles einmal gekannt hat, Wirbel und Buntheit und Weite und Welt, den ruft es. Der muß das mal wiederhaben. Ja, ich hab' das mal haben müssen, sonst wäre ich vor Sehnsucht vor die Hunde gegangen. Wie im Tanz geht er die Straße entlang. Such dir heut aus, was du willst, alles gehört dir, Christup.

Musik schreit. Weiber streichen an ihm vorbei. Christup sieht über alles hinweg, geht an allem vorüber mit einem stolzen, verächtlichen Lächeln: ich seh' euch nicht. Laßt mich, ich bin heut wie ein König, dem alles gehört, da kann ich mir aussuchen. Was werde ich mir nun aussuchen? Alles gehört mir ...

Kino da. Nein, er wird nicht hineingehen. Aber es macht ihm Freude, an dem gläsernen Kasten vorbeizustreichen, in dem die Bilder der Schauspieler sind. Mal ein paar Schritte zum Hamburger Dom. Karussells mit Lichtergirlanden, Weiber, die kreischen, Dunst von Gebäck. Glücksräder, die sich knarrend drehen, hier noch einmal, wer hat gewonnen ...? Ja, was gewinne ich mir an diesem Abend, bei diesem Fest ...?

Wieder zurück zur Reeperbahn. Wieder in diese lichterstiebende Straße. Was schenk ich mir heut? Ich muß wandern, laufen, schauen, trinken. Ich bin hungrig nach diesem allem. Was bin ich hungrig gewesen. Aber nun hab' ich das alles. Das ist das Glück.

Panoptikum. Wachspuppe. Ein Zauberspiegel. Er steht und steht, um zu stehen und zu sehen. Wie ein Junge. Weiter, was schenk' ich mir heut? Weiter, was ist das? Ein Laden mit allerlei Kuriositäten. Sieh mal einer an. An-

denken von der Reise. Eine Dreimastbark mit Perlmuttersegeln. Eine Ansicht von Hamburg in einem roten porzellanenen Rettungsring. Gürteltier als Handtasche für eine Frau, zum Lachen die Tasche. Und die Muscheln. Seltsame Muscheln. Und die Seesterne. Seltsames Seegetier.

Was sie hier alles haben. Diese Muschel, dort, diese gezackte. Diese ganz merkwürdige Muschel. Ja, aber daran, daran wird er seine Freude haben. Ja, das ist etwas für ihn, zum Träumen. Das wird ihm Spaß machen, wenn er die Muschel besieht. Das ist etwas für ihn, dann wird er träumen, wie das in den Meeren der Welt unter dem gläsernen Wasser ist . . .

Ja, die werd' ich ihm kaufen Der Christup tritt ein in den Laden. Er kauft die Muschel. Da ist auch noch ein japanisches Kästchen, auch das. Auch noch ein paar kleine Muscheln können sie in das Kästchen legen. Wenn er aufmacht, soll er große Augen bekommen.

Er bezahlt. Er nimmt sein Paket, geht hinaus. Er ist glücklich. Ja, Dow, ich seh' dich schon, wie du . . .

Plötzlich bleibt er stehen . . . Wozu hab' ich eigentlich die Muscheln und das Kästchen gekauft . . .?

Die erste Station ist, so schnell schon, erreicht.

*

Ein paar Tage später . . .

Sie sind schon weit draußen, da wacht der Christup in seiner Koje auf. Er hat die letzte Wache gehabt. Er denkt nach, besinnt sich. Er sucht in seinen müden, verschlafenen Gedanken alles zusammen. Ja, das war eine anstrengende Zeit. Fast achtundvierzig Stunden nicht in die Koje gekommen. Immer an Bord das Geschrei und der Lärm und das Dampfgezische und der Satan von Kapitän. Und zupacken hier und zupacken dort, und die Ausfahrt, und dieser Satan von Kapitän . . . wo sind wir . . .?

Er hebt sich auf, sieht aus dem Bullauge. Wasser, das sich schäumend bricht. Kein Land. Er sieht nach der Uhr. Wir müssen schon weit draußen sein.

Das war eine Arbeit, eine Zeit, eine Schufterei. Für ein Pferd zuviel. Gut, daß der Mensch nun mal zur Ruhe kommt. Wie spät war das doch? In einer halben Stunde beginnt meine Wache. Dann muß ich an Bord. Ja, das waren Tage und Nächte, und immer das Weib, ja, das Weib . . . Ja, das ist eine, nicht satt zu bekommen.

Er spürt einen Ekel im Halse. Pfui Deibel, ist das ein Weib. So ein gemeines, pfui Deibel. Schließlich muß eine Frau auch noch was andres sein als nur Geilheit und Brunst, man verekelt sich ja. Daß man als Mann so was überhaupt anfassen konnte, pfui Deibel . . .!

Gut, daß man damit wieder zur Ruhe kommt. Jetzt sind wir auf See, da wird der Alte wie ein Schießhund aufpassen. Guter Vorwand und Grund für dich, Christup. Ja, ich hab' genug, ich will nichts mehr von dem Weibsstück wissen.

Er liegt und denkt. Es ist wie ein Horchen in sich hinein. Ja, man hat wirklich Sehnsucht nach etwas andrem, nach etwas Reinem, das ist, das ist . . . wie unrein kommt man sich vor. Das ist, als wenn man sich das alles abwaschen müßte . . .

Plötzlich bekommen seine Augen einen tiefen Glanz . . . Maruck . . .! Er lächelt fast ein bißchen: Maruck . . .! Maruck . . .! Er schließt die Augen. So liegt er — ich will nichts denken — mit geschlossenen Augen . . .

Der Christup steht auf. Er kleidet sich an. Das Wetter ist trübe und bockig geworden. Die See geht hohl, das Schiff stampft. Es fängt an, zu regnen. Der Regen kommt in grauen Schleiern mit schweren Windstößen herangejagt.

Noch den Ölmantel. So. Den Südwester auf. Er geht an Deck.

Treppe hoch. Donnerschlag, da steht ja heute wirklich eine ganz anständige Welle. Der Sturm pfeift ihn an. Das Schiff schlägt schwer. Der Mast fährt ein ganz schönes Stück Himmel ab. Vorne am Steven und über das Vorschiff knallen die Brecher.

Die Maschinen stampfen. Kurs Newyork. Nach Amerika.

Nach Amerika. Der Christup ist also auf großer Fahrt.

Er steht da, hält sich an der Reling und sieht in das rollende Wasser.

Noch zwölf Tage Fahrt. Zwölf Tage zurück. Noch die Zeit von Hamburg zur Nehrung . . . im ganzen vier Wochen . . .

Ich werde denen im Dorf sagen, daß es nicht anders gegangen ist . . . Ein heißes Glücksgefühl durchströmt ihn . . . Ja, dich, Maruck, werde ich in den Arm nehmen, dir alles sagen, alles, Maruck . . . Ich weiß, daß du mir verzeihen wirst.

Wann wird das sein . . .? In vier Wochen . . . Erst in vier Wochen . . . Noch eine Ewigkeit . . .!

Eine Glocke schlägt. Seine Wache beginnt.

Noch eine Ewigkeit. Langsam und schwer geht er zur Kommandobrücke.

*

Es wirft sie zwei Tage und Nächte. Der Sturm macht auch nicht eine Atempause. Er kommt ihnen immer grad in die Zähne. Der „Negus" wirft sich wie toll, wenn der alte Kasten das nur auf die Dauer aushält. Der Kapitän verflucht das Schiff, den Sturm und die Mannschaft. Aber der Sturm läßt nicht nach. Und wie sie das Etmal berechnen, zeigt sich, daß sie kaum die Hälfte der Fahrt gemacht haben, die das sonst hätte sein sollen und gewesen wäre.

Nach zwei Tagen gibt der Sturm etwas Ruhe. Aber das ist nur eine Galgenfrist. Das Barometer fällt wie verrückt. Dann dreht der Sturm ein paar Striche nach Nord, nun kommt er als ausgewachsener Nordwest und ist dreimal, so stark, wie er gewesen war.

Das ist der böseste Sturm, den der „Negus" jemals erlebt hat, seitdem er in Noahs Zeiten von den Hellingen kam. Die riesigen Seen waschen nur so über Bord. Ein Rettungsboot nehmen sie mit, eine verschraubte Luke wird eingeschlagen.

So zwei, drei Tage. Keiner zählt noch die Zeit. Da ist nur Sturm und Geheule und Toben und donnernde Wasser. Aber endlich, da geht der Sturm doch zur Ruhe. Zu spät. In den letzten Stunden ist etwas an der Maschine zum Teufel gegangen. Die Maschinisten suchen und suchen, ja, die Kurbelwelle ist angebrochen.

Wie lange dauert die Reparatur . . .? flucht der Kapitän.

Die Maschinisten zucken die Achseln: „Auf See ist der Schaden nicht auszubessern . . ."

Der Dampfer ist damit ein halbes Wrack. Man muß ganz langsam und vorsichtig fahren. Und der Weg ist noch verdammt weit bis Newyork.

Zwölf Tage hätte die Fahrt sonst gedauert. Was wird sie jetzt dauern? Drei Wochen und mehr. Der Alte verdammt jede einzelne Niete im Schiff. Zurück will er nicht. Also müssen sie weiterschleichen.

Aber es kommen jetzt wundersam helle und schöne Tage. Da ist nun für alle eine stille Zeit. Die Mannschaft vom „Negus" hat wirklich nichts weiter zu tun, als die paar Wachen zu gehen. Selbst der Alte findet am Ende keinen Grund mehr, die Leute herumzujagen und verschwindet manchmal fast ganze Tage in seiner Kajüte. Zwei Wochen Fahrt . . . Nichts Neues? Nichts. Oder doch . . .?

Sagt mal, was ist mit dem zweiten Steuermann, mit dem Christup Peleikis los . . .? Der ist doch in der letzten Zeit ein ganz seltsamer Spintisierer geworden . . .

Er ist mürrisch und unberechenbar. Manchmal wiederum ist er sanft und gut und dann der beste Kamerad unter allen. Aber wie man die Hand umdreht, fährt er los, auf jeden, rennt rum an Deck, die Zähne zusammengebissen, die helle Wut steht ihm im Gesicht.

Was ist mit dem Mann? Mit der Frau ist das doch nicht mehr zusammenzubringen, da weiß die Mannschaft doch bis zum Schiffsjungen Bescheid. Nein, der setzt dem Alten keine Hörner mehr auf. Der hat abgespeist, sich den Mund gewischt und danke gesagt. Nein, die hat der Alte jetzt wieder sicher bis zum nächsten Hafen, wo sie sich einen andern auftut, wenn sie nicht wieder mal einen von uns beehrt . . .

Also . . . was ist mit dem Mann . . .?

Zum Beispiel . . . da steht er nun wieder mal an der Reling und starrt ins Wasser. Er spinnt. Seht mal sein Gesicht, wie der wieder ins Wasser nach den Flundern und Haifischen sieht oder wonach sonst . . .

Die Mannschaft hat Freizeit und sitzt auf dem Vorschiff herum. Sie rauchen ihre Pfeifen und erzählen sich was und blinzeln in die Sonne und lassen sich braten. Und schnuppern nach dem Dunst, der aus der Kombüse kommt . . . Weiß der Himmel, das Essen schmeckt immer gut. Da, seht mal, da steht er schon wieder und starrt . . .! Sie flüstern und stoßen sich an und lachen . . .

„Was mit dem Mann ist...? Ich werde euch ganz genau sagen, was mit dem ist . . .“ stellt sich der Schiffskoch zu ihnen und streicht sich an dem Handtuch herum, das er wie eine Schürze um den rundlichen Bauch geschlagen hat... „Ich weiß einen, der wird im nächsten Hafen seine Heuer nicht unter die Weiber bringen, und das nicht, weil er in dieser Hinsicht schon genügend gefrühstückt hat... Sondern ich weiß einen, der kauft sich dafür einen bescheidenen Platz auf dem nächsten billigen Schiff, wenn's nicht ausreicht, legt er noch Arbeit zu . . . Ja, und dann ab und zurück . . .“

„Warum denn...?“ fragen die andern.

„Ich weiß nämlich, was dem Mann fehlt . . .“ fährt der Schiffskoch fort. „Der hat ein ausgewachsenes und gut durchgewachsenes Heimweh . . .“

Nun lachen sie alle. Der Schiffskoch hält sich den Bauch über der weißen Schürze und lacht.

Da sagt ein Matrose, den sie den „Studenten“ nennen, denn es geht von ihm die Sage, ehe er zur See ging und bei Rum und Weibern verluderte, hätte er die „hohe Schule“ besucht... also der hockt da, legt die Arme um seine Knie und sagt mit seiner heiseren versoffenen Stimme: „Da . . . ist nichts zu lachen... Nur Idioten können da lachen... Heimweh . . . das ist eine Krankheit. nicht so leicht wie die Masern... Das ist noch schlimmer, als seetoll sein . . . Und mancher von euch weiß. daß seetoll sein nicht nur Säuglinge umschmeißt . . . Nee. Heimweh . . . ich weiß das noch . . . da ist aber auch gar nichts zu lachen...“

Er sieht mit einem fast scheuen Blick zum Christup hinüber . . .

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsglocken.

Die Weihnachtsglocken klingen
Mit feierlichem Ton.
Sie wollen dir heut' singen
Ein Lied von Gottes Sohn:
Wie er kam einst zur Erden
Und wurd' ein armes Kind,
Daß wir errettet werden,
Zu tilgen uns're Sünd.

Ich hör' die Glocken rufen.
Sie rufen heut' auch dich:
O, komm' zu Gottes Stufen!
Dort, wo man freuet sich.
Laß' fahren heut' die Sorgen!
Und freue dich auch du!
„Bei mir bist du geborgen!“
Ruft dir der Heiland zu.

Ich hör' die Glocken läuten —
So friedevoll — so schön —
Sie wollen uns bedeuten
Ein'n Gruß aus Himmelshöhn.
Vergiß jetzt alle Schmerzen!
Der Heiland kommt ja heut!
Bringt Trost den wunden Herzen
Und Frieden — Himmelsfreud'.

Susanna Gerlich.

Nordische Volksbräuche zur Weihnacht.

Von Werner Lenz

Unter den vielen schönen Bräuchen, die das Christfest, den Geburtstag unseres Herrn und Heilandes, umranken, sind die aus dem Germanentum erwachsenen nicht nur die poetischsten, sondern auch die am weitesten über die ganze Erde verbreiteten! Das ist sonderbar und bemerkenswert, denn der landschaftliche und klimatische Rahmen der Heilsgeschichte, die das Evangelium in ergreifend schlichten Worten erzählt, ist keineswegs übereinstimmend mit der Winternacht des Nordens, die uns und unsern Weihnachtsbräuchen unwegdenkbarer Hintergrund in diesen feierlichen Tagen bedeutet. Ja, wir können uns kaum eine festliche Weihnachtsstimmung in jenen Gegenden vorstellen, wo statt Eis, Schnee und Frühdunkel das Sonnenlicht in quellend heißer Fülle den Weihnachtstag erfüllt. Und vielleicht sind wir hier schon der Lösung des Rätsels nahe, welches heißt: „Weshalb hat nordisches Brauchtum solche überzeugende Kraft, weshalb hat die Tanne die Palme besiegt, weshalb nimmt sogar der Bewohner südlicher Gegenden so manche unserer Christfestsitten an?“ Es ist ja wohl gerade das Dunkel der Nacht, in denen das Weihnachtslicht am herzbezwingendsten leuchtet, und es ist wohl gerade die Nothaftigkeit nordischen Lebenskampfes, die dem gütig anklopfenden Heilande am fröhlichsten „Willkommen!“ entgegenruft!

Die hohe, heilige Bedeutung, die die winterliche Sonnenwendzeit für den Germanen in seinem eisigen Winter besitzt, paart sich mit der Innigkeit, mit der unser zu Jesus Christus bekehrtes Volk diesem unbeirrbare Gefolgschaft leistet als seinem Retter, wie der Heerbann seinem Herzog und Führer folgte. Gottestreue und Mannestreue gehen Hand in Hand bei uns! und auch Erinnerungstreue ist eine Tugend des Deutschen, des Nordländers, deshalb spiegelt sich heute noch — nach tausend Jahren — viel heidnisches Brauchtum in unsern weihnachtlichen Sitten wider. Die Tanne, der Lichterbaum gar, ist in der uns bekannten Erscheinung zwar erst wenige hundert Jahre alt, aber das immergrüne Tannenreis, den Fichtenzweig zumal haben unsere heidnischen Altvordern — naturverbunden wie sie waren — gewiß schon als Stubenzier im Winter gehegt. Dieser Waldesgruß war ihnen ein Sinnbild der ewig wiederkehrenden Lenzzeit des Jahres. „Wie treu sind deine Blätter“ hat der Nordländer schon dankbar empfunden, als er noch in seiner Holzhütte dem brausenden Ritt Wotans durch die Winternächte lauschte. Wenn dann nach dem kürzesten Tag der Sonnenlauf sich wieder verlängerte, warf er den tannenen Julblock ins Herdfeuer, um bei seinem Licht und seiner Wärme fröhlich zu schmausen und zu bechern. den Eber hatten der Herr und der Sohn des Hauses schon längst rechtzeitig für den Julschmaus erlegt, und in Schweden darf heute noch auf keiner Weihnachtstafel der Schweinskopf fehlen. Schweden hat uns auch den „Julklapp“ geschenkt, das von Hand zu Hand gehende geheimnisvolle Weihnachtsgeschenk, welches oft stundenlange Wege bis zum endgültig Beschenkten zurücklegen muß. Und was bedeutet der Weihnachtsapfel, die Weihnachtsnuß für den Nordländer? Sie sind nicht nur Frischware, sondern auch Lebenssymbol, das als Saat den Winter überdauernd neues Leben im Frühling aus seinen Kernen keimen läßt. Aus solcher Erwähnung heraus war der Apfel der Göttin Iduna heilig, denn sie bewahrte die goldenen Äpfel, die den Göttern ewige Jugend verleihen. Der Karpfen spielt in der Weihnachtszeit eine große Rolle, die Verlagerung des Karpfenschmauses auf Silvester ist durchaus noch nicht allgemeingültig, abgesehen davon, daß die Neujahrsnacht auch zu den „Zwölfnächten“ gehört. Immerhin ist die alte, deutsche Weihnachtsgans, der in England der Truthahn entspricht, auch noch überaus beliebt. Die Germanen dürften das Huhn oder die Taube der Freya geheiligt, als Weihnachtsgeflügel geschätzt haben, wie gleichfalls der Hahn bei den Opferungen eine Rolle spielte. Grünkohl ist ein rechtes Weihnachtsgemüse. Seine Haltbarkeit und ebenfalls die grüne Farbe mögen es wohl dazu gemacht haben. Erbsen ißt man in vielen Gegenden nicht zur Weihnacht; diese sollen dem Treiber der Geister, die man in jenen stürmischen Winternächten überall rumoren hörte, Vorschub leisten. Der englische Plumpudding, der mit Rum übergossen in der verdunkelten Stube brennt, hat mit seiner runden Gestalt und Leuchtkraft natürlich unmittelbare Beziehungen zur Sonnenscheibe! Und das Weihnachtslicht, das am Tannenbaum funkelt, verkörpert uns im gemütlichen, kälteschützenden Heim innig und deutlich die deutsche Sonnensehnsucht! —

Die Uhr des Friedens.

Skizze von **Gerhart Herrmann-Bernburg.**

Mehr denn zwanzig Jahre schon tost durch deutsches Land der undeutsche Krieg. Schwed' und Kaiserlicher, Kroat und Spaniol zerren sich her und hin zwischen Meer und Alp, zertrampeln deutsche Saat, saufen deutschen Wein und deutsches Blut — und ist kein Ende abzusehen. Und seit Anno 1639 Herr Bernhard von Weimar, der deutsche Herzog, zu Neuenburg verstarb an der Pest, ist's ärger denn je. Sank doch der letzte dahin, des Herz für Deutschland schlug . . .

Seither ist's auch um Stille und Lieblichkeit des Schwarzwalds geschehen. Sind die Rosse der apokalyptischen Reiter bis nun zurückgeschreckt vor der Steilheit der Hänge, dem gespenstischen Düster der Tannen, so gab jetzt der unersättliche Krieg seinem Klepper den Sporn und setzte mitten hinein in den Frieden der Weiler und Meiler, und Hungersnot mitsamt der Pestilenz sprengten ihm nach. Da ist auch das einsame Dörflein, darin die Brüder Kreuz beheimatet sind, in Flammen aufgegangen, hat der Lehnsasse den Schwedentrunk trinken müssen, ist das Vieh gefallen und die Weide verdorrt.

Es hat nicht Sinn mehr, das Feld zu bestellen: kommen ja Mond um Mond neue Scharen. Dennoch bauen die Schwarzwälder immer wieder neue Frucht: möchte doch sein, daß Gott im Himmel ein einzig Mal ein Körnlein ausreifen läßt. Aber es kommt nicht dazu — sie haben wohl gar Gott selber erschossen.

Nur die Brüder Kreuz — die bestellen ihr Feld nicht mehr. Hat's ihnen die Köpfe verwirrt, daß man Mütter und Weiber ihnen erschlug, den Hof ihnen verbrannte? Sie hausen in ihrer Ruine, schweigsam, mit seltsam sinnenden Gesichtern — sie schlafen nicht in der Nacht, immerfort leuchtet trübe und unsicher der Kienspan. Zu welchem Werk? Man weiß es nicht. Kommt ein Landsmann hinzu, verstecken sie etwas.

Eines nur weiß man: daß unweit ihres Hofes vor zwei Jahren ein bayrischer Obrister gefunden wurde, erschlagen. Daß mancher aus dem Dorf sich von dem Toten ausbat, was er brauchen konnte: Stiefel, Rock, Degen. Und daß die Brüder Kreuz sich mit einem seltsamen Ding begnügten, das sich in einer Tasche fand: einem Ding wie ein großes Ei, aber es war von Stahl, seltsame Ziffern standen darauf, und es konnte sprechen; es sagte immerzu: pink pink pink pink, wohl viele tausend Mal in der Stunde. Das trugen die Brüder Kreuz in ihr zerstörtes Haus, und schon im Schreiten starrten sie lange darauf . . .

Viele Jahre ging das so — dann, zu Ende des Oktobers im Jahre 1648, verreiste der jüngere der Brüder und schritt die Straße gegen Aschaffenburg hin; mitten in die Kriegsläufte hinein, wie die Bauern meinten. Sie schalten ihn töricht; sie wunderten sich, daß trotz des Bruders Abwesenheit noch immer nächtens der Span schwelte im Hause des älteren. Aber sie schüttelten ratlos die Köpfe, als der Verreiste am Nachmittag des Weihnachtstages zurückkehrte, nicht mehr zu Fuß, und nicht mehr allein: Er saß auf dem Wagen eines Nürnberger Kaufmanns, der Kaufmann selbst neben ihm. Seit wann konnten Kaufmannswagen passieren im Lande des Krieges? Und was hatte der Kreuz mit reichen Nürnberger Kaufherren zu tun?

Und so seltsam erregt war der Kreuz, der sonst so langsam war von Wort und Hand — er fuchtelte mit den Armen und schrie jeden an, den er traf: „Frieden ... Frieden! Seit zwei Monaten Frieden!"

Sie sammelten sich um das Gefährt und glaubten es nicht, und die Kinder kannten das Wort nicht und fragten: „Was ist denn das: Frieden?" Der Kaufmann wies ein Flugblatt vor und las daraus Verse, in denen der Friede besungen wurde, den sie zu Münster geschlossen hatten.

Die Bauern freuten sich, aber nicht gar so sehr, und dann wurden sie gleich wieder traurig. „Was nützt uns der Frieden?" fragten sie. „Wir haben keine Pflüge mehr, kein Vieh, keine Saat. Wir müssen verhungern, weil wir das Land nicht bestellen können. Wir haben kein Geld, um Pflug, Saat und Vieh zu kaufen. Und wenn wir's hätten — wer verkaufte es uns?"

„Das ist wahr", gab Kreuz zu, „das ist bitter wahr. Vor dem Herbst trägt das Land nicht Frucht, und ihr sehet allzumal nicht so aus, als möchtet ihr's überstehen bis zum Herbst." Dann aber erregte er sich wieder und ward laut und fröhlich. „Und doch weiß ich Rat, Leute. Kommt mit uns, kommt mit in unser Haus, zu meinem Bruder!"

Sie schritten schleppend und argwöhnisch neben dem Gefährt her zum Kreuzhof. Sie sammelten sich in der Stube — und der junge Kreuz wies ihnen das sprechende Metallei vor, das sie in der Tasche des toten Obristen gefunden hatten. Er erklärte ihnen, daß es eine Uhr sei und daß er und sein Bruder versucht hätten, das Werk nachzubauen. Daß sie aber kein Silber besäßen und kein Eisen, sondern nur Holz, und daß sie keine Goldschmiedefinger hatten, sondern Bauernpratzen. Daß also die Uhr, die sie gebaut hatten, größer und plumper, viel größer und plumper ausgefallen war als die des Obristen; dafür aber könne man sie an die Wand hängen, dafür könne jeder Bauer sie aus seinem Holz und mit seinem Werkzeug verfertigen, und dafür habe ihre Uhr eine Glocke, die jedwede Stunde einmal erklänge, zur Mahnung der Menschen und zu Gottes Ruhm.

Sie sagten alle nichts darauf; aber in ihren gerunzelten Stirnen stand ihre Frage: Was soll uns das Spielzeug? Da hub der Kaufherr an:

„Alsdann, liebe Leut', ist der Kreuz hier gen Nürnberg gekommen, um den Meister Henlein aufzusuchen, der dies Nürnberger Taschenei dermaleinst erfunden hat. Aber der Meister Henlein ist schon lange tot, nur sein Name stand noch auf der Uhr. Kreuz jedoch kam zu mir — und ich sage euch: Wenn es an dem ist, daß diese Uhren gut und richtig die Zeit angeben, und wenn ihr sie mir verfertigt, so will ich euch so viel Uhren abkaufen zu gutem Preise, als ihr nur herstellen könnt, und ihr möget euch dann Saatgut dafür beschaffen. — Und nun lasset uns das erstaunliche Wunderwerk sehen!"

Sie traten in eine kleine Stube — da stand der ältere Kreuz neben einem großen, bunten, schönen Ding, das an der Wand hing. „Gleich wird sie schlagen", sagte er. „Das erste Mal schlug sie genau vor zwei Monaten, am 24. Oktober 1648. Damals sandte ich meinen Bruder nach Nürnberg."

Der Kaufmann sagte: „Der 24. Oktober — das war des Friedensschlusses Tag. Soll uns ein gut Omen sein. Mag fremder Krieg unser liebes Land niederdrücken — deutsche Arbeit wird's hinwieder aufheben aus der Not!"

Die Uhr läutete — es war Weihnacht, es war Frieden, es war Zukunft da, und sie falteten alle die schweren Hände.



Bunte Chronik



Die Augen ausgekratzt.

Eine furchtbare Tragödie ereignete sich in der Schule der tschechischen Stadt Esztergom. Zwei elfjährige Schüler fingen sich in der Pause an zu raufen. Sie gerieten dabei in so sinnlose Wut, daß der eine seinem kleinen Kameraden buchstäblich die Augen auskratzte. Mit dieser furchtbaren Verletzung wurde der Junge sofort ins Krankenhaus gebracht. Er starb kurze Zeit später unter entsetzlichen Schmerzen an Blutvergiftung. Der Vater des jugendlichen Verbrechers ließ seinen Sohn in eine Erziehungsanstalt bringen, da er sich allein nicht zutraut, mit ihm fertigzuwerden.



Lustige Ecke



Immer logisch.

„Mein Rudi geht als Feuerwehrmann auf den Ball."
„Und du?"
„Natürlich als Flamme."

*

Kathederblüte.

„Krause, machen Sie kein dummes Gesicht. Oder wollen Sie mich kopieren?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.